

Neue Lesebücher für die Volksschulen.

Wien, 25. Februar.

Mit Freude hört man, daß augenblicklich an einer schönen Sache gearbeitet wird: Wir bekommen neue Lesebücher für die Volksschule.

Das ist eine sehr wichtige Angelegenheit, dieser erste Lese- stoff unseres Volkes. In die Hand der Lesebuchverfasser ist die künftige Generation gegeben, nach Verstand, Charakter und Geschmack. Sie brauchen viel Hingabe, Fingergluck und Stil- gefühl, um ihre Aufgabe gut zu lösen.

Wie empfänglich ist doch dieses unbeschriebene Blatt, das starke und unverbrauchte Kinderhirn! In der ersten Kindheit, in der man die Welt neu entdeckt, hinterläßt jeder Eindruck tiefe Spuren. Noch fahre ich manchmal todesbang aus dem Schlaf empor: Was ist denn geschehen? „Der Löw ist los, der Löw ist frei, die ehernen Bande riß er entzwei!“ Die Anfangszeilen eines Gedichtes, welches ich vor mehr als dreißig Jahren in der Volksschule gelernt habe.

Ein normales Volksschulkind kann am Schlusse des Schul- jahres das Lesebuch auswendig. Manche wissen sogar die Lese- stücke von rückwärts nach vorn aufzusagen. Und was das Bedrohlichste ist: Sie merken sich alles. Stünde aber in diesen Büchern nur Gutes und Schönes, dann trüge jeder einen unver- liebbaren Schatz mit sich.

Es wäre unrecht, zu denken, daß unsere deutschöster- reichischen Lesebücher besonders schlecht sind oder gar schlechter als die anderer Länder. Das Gegenteil ist eher der Fall. Mit Ausnahme der schweizerischen und einiger deutschen, die ent- schieden besser sind, sind die Lesebücher aller Völker mehr oder weniger verbesserungsbedürftig. Die schlechtesten scheinen mir die französischen und englischen. Die französische dick aufgetragene Moral, der französische Chauvinismus und die französische Ueber- schätzung der materiellen Güter gelangen in den Lesebüchern ebenso antipathisch zum Ausdruck wie in den englischen der Cant. Man denke nur an das unglückliche englische Kind, welches sich am Morgen einer kleinen Unterlassung gegen die Mutter schuldig gemacht hat, und diese selbe Mutter, als es mittags aus der Schule heimkommt, tot findet. Diese raffinierte Strafe hat sie sich inzwischen ausgedacht, und allen Kindern wird das erzählt, damit sie sich Tag und Nacht bewußt sind, von welchen Folgen ihre kleinen Unarten begleitet sein können. Der kleine Franzose dagegen erfährt aus dem Lesebuch, daß es ein un- erhörtes Glück und eine fabelhafte Ehre ist, ein Franzose zu sein, und daß man so schon im Augenblick der Geburt ein Ueber- gewicht über Kinder anderer Völker hat. Nur tut man gut, recht- zeitig ein Beamter oder ein kleiner Rentner zu werden. Daß eine reiche Bauernochter eine gute Partie ist, wird ihm auch klargemacht.

Tugend wird bei allen Völkern den Kindern auf die Weise beigebracht, daß man sie auf alle möglichen Verbrechen auf- merksam macht, um ihnen dann mitzuteilen, wie schwer es ist, sie zu vermeiden. Alle Lesebücher handeln von der Rüheligkeit eines gottseligen Wandels.

Da gefällt mir schon unser deutscher Spruch vom alten Bischof besser, der sagte, das Moralische verstehe sich von selbst.

Wenn man kurz ausdrücken will, wie ein Lesebuch wirken soll, so fällt einem nur ein: absichtslos und anlockend. „Du willst dich unterhalten, Kind, hier ist ein Buch zum Lesen.“ Das Kind darf natürlich nicht merken, daß man es belehren und bessern will. Selten gelingt es, jemand zum Alkoholgegner zu machen, indem man ihn in eine Abstinenzerversammlung brachte. Niemals haben sich junge Leute ineinander verliebt, die wußten, daß man das von ihnen erwartete. Subkutan will jeder Mensch eingegeben haben, was man von ihm verlangt.

Kindern zu sagen, was sich schickt und nicht schickt, ist auch sehr gefährlich; denn plötzlich könnten sie sagen: Eines schickt sich nicht für alle. Auch ist es nicht ratsam, ihnen mitzuteilen, was sie vermeiden müssen. Jerome K. Jerome hat in seiner Kenntnis der Kinderseele einmal gesagt: Wenn es irgendwo in England eine Bank gäbe, auf der verkündigt stünde: Hier ist Kindern zu sitzen verboten, so würden sämtliche Knaben Groß- britanniens herbeieilen, um abwechselnd auf dieser Bank Platz zu nehmen. Das Positive allein hat Werbekraft. Wozu Kinder aufmerksam machen, was es alles gibt, was man besser ließe? So ist es auch höchst bedenklich, Kindern mitzuteilen, daß man auch gegen Dienstboten sich anständig zu betragen habe. Das erwachsene Dienstmädchen hat für das Kind eine Respektsperson zu sein, und das Lesebuch hat kein Recht, dieses schöne Ver- hältnis zu ähnen.

Die besten Erzieher, die es gibt, sind bekantlich lebende Kameraden. Die Kinder aus den Lesebüchern aber sind gänzlich einflußlos. Kein Schulkind will vom ehrlichen Fritz hören und vom langmütigen Peter und von der wohlthätigen Anna. Ihre robuste Sittlichkeit verabscheut diese braven Papierkinder und sie denken krampfhaft nach, was sie anstellen könnten, um sich zu diesen antipathischen Wesen in einen bewußten Gegen- satz zu setzen. Mark Twain hat ja so recht, wenn er sagt, daß Franklin es sich durch sein Frühaufstehen und sein Seifensieben mit der Jugend aller Völker verdorben hat.

Elternliebe zu predigen, scheint mir unart. Für ein normales Kind sind Vater und Mutter die vollendetsten Gebilde der Welt und diese ohne sie undenkbar. Der Vater verfügt über Gottes Allmacht und Stärke, die Mutter über alle Arten von Schönheit, die es gibt. Dagegen ist Verwandtenliebe zu verlangen sehr gewagt. Es gibt Verwandte, die man liebt, und solche, die man nicht liebt. Kinder aber fühlen keine Verpflichtung, zu lieben. Zureden hilft nichts. Es gibt wohl wenige Kinder, die nicht geneigt wären, eine Tante gegen drei weiße Mäuse

zutauschen. Das Lesebuch muß es der Tante überlassen, sich durch- zusehen.

Liebe zur Heimat ist den Kindern eingeboren. Ein Lied, das vom Wienerwald handelt, ist ihr Lieblingslied. Aber ihnen den wandelbaren Staat einleuchtend zu machen, ist schwer. Es ge- nügt völlig, wenn die Kinder die „republikanischen“ Tugenden, als da sind Gemeinfinn, aufrechte Geradheit und Gerechtigkeit, rechtzeitig angewöhnt bekommen. Freilich sind dies sozusagen ewige Tugenden, und ob es Gebote der Menschlichkeit oder Gebote der Staatsform sind, ist ihnen ziemlich gleich.

Für das Verhältnis des Volkes zur Kunst ist das Lesebuch von entscheidender Bedeutung. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß das kunstfremde, ja kunstfeindliche Verhalten breiter Volks- schichten auf diese ersten Eindrücke zurückzuführen ist. Mancher Erwachsene, der genötigt ist, sein Leben in harter Arbeit zu- zubringen, gewöhnt, sich knapper Worte zu bedienen, nimmt aus der Schule die dunkle Vorstellung mit, der Dichter sei ein Dummkopf, der sehr viel Worte brauche, um etwas Ueber- flüssiges zu sagen, und noch überdies in Reimen. Diese Reime hat er als Kind immer stark betont und dabei auch das letzte Restchen Sinn verloren, welches in dem schlechten Nachwerk drin- war. So kommen, daß ernste Männer zeit ihres Lebens kein lyrisches Gedicht mehr lesen, und wäre es selbst von Eichendorff.

Aber das ist noch der bessere Fall. Schlimmer ist es, wenn der autoritätsgläubige Bürger seinen Lesebuchdichter in seine spätere Kunsthanschauung getreulich mitnimmt. So kommt der Kisch zu Jahren. So muß die wahre Kunst verhungern. Und zuletzt muß man noch froh sein, wenn nicht jeder daran geht, nach dem Lesebuchrezept seinen Hausbedarf an Liedern selbst zu schaffen.

Dabei gibt es keinen Dichter, der für die Kinder zu hoch ist. Was ihr Kopf nicht versteht, das ver- steht ihr Herz. Jeder wahre Dichter hat für sie irgend was ge- schrieben: ein Geschichtchen, einen Spruch, ein kleines Gedicht: der eine hat einen Sonnenuntergang geschildert, der andere einen Lärchenwald.

Das wollen die Kinder lesen. Gefühlte Gedichte haben sie gern und reizende zierliche Geschichten. Die müssen lustig sein oder auch zum Weinen. Aber etwas muß daran sein, was ans Herz oder ans Zwerchfell geht. Am liebsten lesen sie von Tieren, die ja ihr Hauptinteresse sind. Schöne Geschichten von Tierklug- heit, Tiergüte, Tierleiden ins Lesebuch und wir brauchen keinen Tierschutzverein.

Wunderbar selbstverständlich ist das Seelenleben des Kindes. Lassen wir es mit wahren Dichtern vertraulich und freundlich umgehen, so wird der reine Spiegel un- getrübt bleiben. Unsere leidige Alltagsweisheit bleibe ihnen fern, bis sie genötigt sind, persönlich in der trüben Flut unter- zutauchen.

Dr. Eugenie Schwarzwald.